

## Alles nur gespielt

### **„Ich bin nicht Rappaport“ im Schloßparktheater**

Wer hätte gedacht, dass der gute alte Herr Hallervorden mit seinem Schloßparktheater noch einmal einem „Shitstorm“ im Internet ausgesetzt sein würde? Für diejenigen, die es nicht wissen: Ein „Shitstorm“ im Internet entspricht in etwa dem Wurf fauler Eier und Tomaten in der realen Welt von früher. Erstaunlicherweise wurden aus dem Internet die Gemüsebekundungen schon vor der Premiere geworfen, und zwar, weil auf der Bühne ein Schwarzer von einem Weißen gespielt wird. Dazu aber unten mehr.

„Ich bin nicht Rappaport“ von Herb Gardner ist ein zorniges, ein politisches Stück. Dieter Hallervorden, der verhinderte Ulbricht-Attentäter und Ex-FDP-Wahlkämpfer, spielt darin einen 81jährigen Kommunisten (oder was in den USA so als Kommunist durchgeht), der von seiner Rente nicht leben kann und seine Rechte und sein Überleben durch das Annehmen verschiedenster Identitäten (Rechtsanwalt, Therapeut, Undercover-Agent usw.) erkämpft. Midge, ebenfalls 81, ist seit 42 Jahren Hausmeister desselben Hauses in Central Park West und auf den Job bis ans Lebensende angewiesen. Archetypisch vertreten die beiden zwei unterschiedliche Lebensprinzipien: Auflehnung und Anpassung. Zum Schluss geht beides nicht auf und die beiden Alten sitzen enorm verprügelt (im wörtlichen wie im übertragenen Sinn) auf ihren Bänken im Central Park.

In diesem Stück geht es ans Eingemachte. Eine junge drogensüchtige Kunststudentin (Atina Tabiei Razligh) wird von ihrem Dealer (Johann Fohl) verfolgt, dem sie 2000,- \$ schuldet. Der fast blinde Midge (Joachim Bliese) wird von einem „Punk“ (Baris Simsek) zur täglichen kleinen Schutzgeldzahlung gepresst. Und der von Hallervorden gespielte Nat (heißt er wirklich so?) muss sich gegen das Ansinnen seiner Tochter (Irene Christ) verteidigen, ihn entmündigen zu lassen. „Ich habe Angst vor den Dingen, die Du tun wirst, aus Gründen, die Du für Liebe hältst“, sagt er.

Große Kunst entsteht aus der direkten Verbindung zwischen Tragik und Komik, und „Rappaport“ ist eine große Tragikomödie. Leider springt die Inszenierung von Thomas Schendel die entscheidenden Meter zu kurz, um auf die gleiche Größe wie die Vorlage zu kommen – und das mag sich aus dem Blick erklären, den Intendant und Hauptdarsteller Hallervorden auf sein Publikum hat. Im Spielplanheft erklärt er, dass er den Satz von Oscar Wilde: „Der echte Künstler nimmt vom Publikum keine Notiz. Das Publikum existiert für ihn nicht“ erstaunlich fand. Und darin liegt ein

doppeltes Problem. Denn es bedeutet erstens, dass Hallervorden bei der Stückauswahl sich an herausragender Stelle fragt: Kann ich das meinem Publikum zumuten? Und wenn ja, wie? Und zweitens, dass er, um diese Fragen zu beantworten, sich über sein Publikum eine vorgefasste Meinung zurechtlegen muss. Da er – wahrscheinlich nicht ganz zu Unrecht – annimmt, dass das Schloßparktheater-Publikum auf harte Wahrheiten eher empfindlich reagiert, muss er diese in Watte packen. Das ist ein enormes Handicap bei der Herstellung von Kunst, und darauf wollte Wilde hinweisen.

Das Ensemble hat sich entschieden, dem Schloßparktheater-Publikum „das“ zuzumuten, aber in der Darreichung stark abgemildert. Alle Schauspieler sprechen einen Kammerton A, der tiefe Emotionalität – in Euphorie und Verzweiflung – nicht zulässt. So wird alles nicht so unmittelbar, unentrinnbar – es ist spürbar nur Theater. Aber die beiden Kleinkriminellen und der Rechtsanwalt der Hauseigentümergeinschaft (Karl Heinz Herber), der Midge kündigen soll – sie sind nicht einfach „unangenehme Zeitgenossen“, sie repräsentieren „das Böse“, das in unser Leben eindringt. Dabei sind sie plastisch und facettenreich geschriebene Rollen, allesamt sehr glaubwürdig, aber nur, wenn man sie aufdrehen lässt. Dabei müsste man dazu das Publikum gar nicht schocken. Um den Schrecken einer Prügelorgie greifbar werden zu lassen, muss man diese nicht auf der Szene zeigen. Aber man muss die Urgewalt des Hasses in dem Menschen spüren, der zum Schläger wird. Dazu reicht einem guten Schauspieler (wenn man ihn denn lässt) ausschließlich seine Körperspannung, und es wird die Zuschauer noch tagelang nach der Vorstellung gruseln.

Das aber sollte es wohl gerade nicht werden. Die gezeigten Charaktere sollen das Publikum augenscheinlich nicht packen, sondern unterhalten. Die Kleinkriminellen sind nur Behauptungen, wie Pappaufsteller. Und Hallervorden spielt seinen Hochstapler Nat vor allem liebenswürdig. Das ist naheliegend, aber knapp am Kern des Charakters vorbei. Für alle Figuren um ihn herum ist Nat zuallererst mal eine Nervensäge. Warum? Weil es ihm, trotz aller Maskeraden, mit seinen Anliegen todernst ist. Wenn er als falscher Rechtsanwalt für Midge eine Abfindung ablehnt, dann deshalb, weil er wirklich meint, dass Midge mehr wert ist als zweieinhalb Monatsgehälter – und weil er wirklich glaubt, dass er Midge durch seine Strategie seinen Job dauerhaft erhalten kann. Er glaubt auch wirklich, die junge Kunststudentin rauspauken zu können, indem er sich als große Nummer bei der Mafia ausgibt. Am Ende ist Midge seinen Job auch ohne Abfindung los, und die Studentin muss erst recht untertauchen. Nat macht alles nur noch schlimmer, weil er alles besser machen

möchte. Eine wahrhaft gelungene tragische Figur: mit den Mitteln des Spiels kämpft sie einen echten, erbitterten Kampf.

Hallervorden dagegen spielt, dass es Spiel ist. Keine Sekunde traut man seinem Nat zu, dass er sich selbst in der Rolle des Mafioso für glaubwürdig hält. Wir sehen stattdessen die von Hallervorden schon seit vierzig Jahren bekannte Spaghetti-Knattercharge. Die macht den Fans Spaß, ist aber hier fehl am Platz. Den ganzen Abend über sagt Hallervorden nur einen einzigen Satz in einem echten, emotional packenden Ton. Drei Wörter: „Ich war Kellner!“ Angeblich ist das das einzige wahre Wort, das Nat im ganzen Stück spricht. Dass man aber permanent lügen kann, um trotzdem einer inneren Wahrheit zu folgen, diese Erkenntnis will die Inszenierung offensichtlich nicht transportieren.

Ich wage mal zu behaupten: Das ist eine Unterforderung des Publikums. Es steht der Beweis aus, dass mit derselben Besetzung und einem Mut zum Ernst-Meinen (der im Übrigen auch die Komik steigert, allerdings eben eine ganz lebensnahe Komik, die bisher Hallervordens Sache eher nicht war) das Schloßparktheater nicht vollzuzukriegern gewesen wäre.

Der einzige, der es sich gestattet, die emotionale Tiefe seiner Rolle auszuloten, ist Joachim Bliese als Midge. Und jetzt wird das Politikum dieser Aufführung richtig absurd. Denn seit etwa einer Woche vor Premiere hat das Schloßparktheater eine Hasskampagne aus linker Richtung erlebt, die viel mit den Schlammschlachten aus dem politischen Betrieb zu tun hat, einer sehr kruden Auffassung vom Kampf gegen Rassismus folgt und von völligem künstlerischen Unverständnis geprägt ist.

Denn hier ist ein antirassistisches Stück, dem von der Internet-Gemeinde Rassismus vorgeworfen wird. Blöder geht es nicht mehr. Vor allem ist eine solche Stoßrichtung gefährlich, weil es den Versuch des Schloßpark-Theaters diskreditiert, auch beim wohlgesetzten Publikum in Steglitz-Zehlendorf Sensibilität für den alltäglichen Rassismus zu wecken. Stattdessen werden Regisseur, Produktion und Darsteller nun selbst in die rassistische Ecke gestellt, in die sie nun wirklich nicht hineingehören. Das deshalb, weil Joachim Bliese den Midge spielt – ohne selbst schwarz oder Afroamerikaner zu sein.

Aber: Hallervorden ist auch kein New Yorker Jude. Razligh ist nicht drogensüchtig. Und weder Fohl noch Simsek sind kriminelle Schläger. Es sind Schauspieler! Das ist alles gespielt. Ist das tatsächlich eine Neuigkeit für manche Menschen? Das Theater und seine Schaffenden weltweit hat die einzigartige Fähigkeit, vorzuführen (und dies, weil alle, absolut alle,

Theatermenschen das verstanden haben), dass jeder Mensch sich in jedem anderen Menschen wiederfinden kann, dass jede und jeder sich in jede und jeden einfühlen kann – wenn sie es denn versuchen. Wenn das Publikum den Schaustellern auf diesem Weg folgt, dann entsteht ein magischer Moment, in dem wir das Wesen der Menschlichkeit wirklich tief erfassen und es uns ergreift.

Es ist die Absicht, die entscheidet. Jeder darf Othello spielen. Don Juan kann auch von acht Frauen gleichzeitig dargestellt werden. Dass ein Weißer als Schwarzer angemalt auftritt, mag auch eine Tradition rassistischer Stereotypisierung haben, aber sie ist bei weitem nicht die einzige Form von Identitätswechsel, die auf dem Theater zu sehen ist. Und der Effekt, den der Identitätswechsel macht – Frauen spielen Männer, Riesen spielen Zwerge, Nichtbehinderte Behinderte und jeweils umgekehrt – ist eben gerade erwünscht. Das ist die Bedeutung der ironischen Brechung „bis zur Kenntlichkeit entstellt“ – die Zuschauer sollen eben weggeführt werden von den Äußerlichkeiten. Sicherlich kann es der Fall sein, dass ein weißer, schwarz angemalter Schauspieler in rassistischer Manier und Absicht den Othello gibt, aber der Bösewicht des Stückes ist immer noch Jago. Wieviel schwerer wiegt die Botschaft eines Weißen in der Othello-Rolle an das mehrheitlich weiße Publikum: Dieser Außenseiter könnte ich sein?

Eben darum geht es. „Ich bin nicht Rappaport“ ist ein antirassistisches Stück. Was der im Internet tobende Shitstorm aber übersehen hat: Es geht nur am Rande um Diskriminierung wegen der Hautfarbe. Im Zentrum steht die Diskriminierung wegen Alters. „Das Problem am Leben ist eben nicht, dass es so kurz ist. Das Problem ist, dass es so verdammt lang dauert. Aber wir Alten, die ihr in die Ecke stellen wollt, wir haben eben nicht einfach vergessen abzutreten. Wir sind die Überlebenden, wir haben die Erfahrungen gemacht, die ihr brauchen könntet. Aber dass ihr uns einfach nur weghaben wollt, das ist nicht simple Gedankenlosigkeit – das ist Abtreibung am anderen Ende.“

Es geht um die, die am Rande stehen. Es geht um deren Rechte, um deren Würde. Es geht um genau jene, die das Steglitz-Zehlendorfer Publikum gerne verdrängt, nicht nur aus dem Alltag, auch aus den Gedanken. Deshalb ist es verdienstvoll, dass sich Hallervorden gerade dieses Stück für sein Theater ausgesucht hat. Wer es mit der Ablehnung von Rassismus ernst meint, muss ihn in diesem Anliegen unterstützen, statt ihn anzugreifen.

omo